



Dr. Adolf Diefenhardt, Stephan Neuhoff

Frei handeln und entscheiden. Beispiele aus der Arbeitswelt

Dr. Adolf Diefenhardt

FREIHEIT – FREI WERDEN WOZU?

Vorbemerkung

Wer hat nicht die Sehnsucht, frei und glücklich zu sein? Mehr ich selbst zu sein und zu werden? Von den Umständen und Interessen anderer nicht erdrückt zu werden, so dass man ein eigenes Stück Geschichte bauen kann?

Freiheit und Glück hängen ganz innig zusammen ... Richtig glücklich ist nur ein freier Mensch, und richtig frei ist einer, der nach Glück sucht, es erhofft und erfahren hat.

Wann also habe ich in meiner Arbeit Freiheit oder Befreiung erfahren, Momente, die mich verändert haben wie kleine Mutationsschritte für meine Person? Wichtig ist mir, mit diesem Beitrag zu sagen, dass die eigentliche Arbeit nicht die Arbeit ist, für die man bezahlt wird – die eigentliche Arbeit geschieht vor der Arbeit und wird nicht bezahlt.

Vielleicht fange ich mal mit einem Beispiel an, wo mir deutlich wurde, was Unfreiheit heißen kann. Der Geschäftsführer der Firma, in der ich arbeitete, kam zu Weihnachten persönlich in jede Abteilung, um eine Tasche mit Gebäck und Obst als Weihnachtsgruß vorbeizubringen. Eigentlich eine schöne Geste – persönlich und menschlich.

Kommentar eines Mitarbeiters: Der hat ja wirklich nichts Besseres zu tun und will nur seine Zeit totschiagen.

Der Feind der Freiheit ist das Vorurteil – man folgt dann mehr seiner Interpretation als der Wirklichkeit. Man ist in höchstem Grad unfrei und gefangen ...

Ich bin vor sechs Monaten von Uganda nach Deutschland zurückgekommen. Ich sehe sehr viele Menschen, die sich freiwillig um Flüchtlinge und Benachteiligte kümmern. Das müssen sie nicht tun. Da ist z.B. meine Frau, die – auch, wenn die Kinder Ferien haben, – jeden Morgen aufsteht, um mich beim Frühstück zu begleiten. Das muss sie nicht tun. Freiheit heißt also zunächst einmal, Dinge zu tun, die man nicht tun muss.

Unfreiheit oder Freiheit hat viel damit zu tun, mit welcher Herzenshaltung ich vor dem Guten, den unverständlichen Herausforderungen, vielleicht auch vor dem Bösen in meiner Umwelt stehe.

Freiheit ist:

1. ... wenn man aus dem Schema ausbrechen kann und umarmt wird, so wie man ist.

Die erste wichtige Erfahrung von Freiheit und Glück liegt in meiner Gymnasialzeit. Durch eine Gruppe evangelischer Christen, die sich ernsthaft mit der Bibel und den Fragen des Lebens beschäftigten, begegnete mir der Satz aus dem Neuen Testament: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber er nimmt Schaden und verliert seine Seele?“

Plötzlich war die Frage, was denn wirklich wichtig im Leben ist, schlagartig beantwortet.

Ich selbst bin ein großer Schatz – nicht, weil ich gut bin, sondern, weil es jemand gut mit mir meint. Es war der Beginn eines neuen Blickes auf mich selbst, geprägt von einer grundsätzlichen und

vorbehaltlosen Zuneigung.

Eine interessante Nebenbeobachtung dabei war: Die Welt, ich und die anderen müssen ja nicht existieren. Die erste Wahrheit über uns ist ja, dass wir alle ein Akt der Freiheit sind, dass wir uns geschenkt sind.

Ich selbst bin weder eine Leistung, noch eine Notwendigkeit. Ich bin ich – ich muss mich nicht dauernd mit anderen vergleichen. Ich selbst bin mehr als das, was die Gesellschaft aus mir machen will. Das hat mir viele Sorgen genommen und auch ein gewisses Karrieredenken relativiert. Das war der erste grundlegende Schritt; der zweite Schritt ...

2. ... wenn man etwas erreicht hat und sich verwirklichen kann in der Arbeit.

Dann gab es viele kleine Momente, besonders nachdem ich etwas geschafft hatte, in denen ich mich froh, frei und leicht gefühlt habe: zum Beispiel nach dem Abitur, nach dem medizinischen Staatsexamen, der Promotion, dem Theologie-Diplom, bei der Arbeit usw.

Nach fast 20 Jahren Managementenerfahrung im Gesundheitswesen in Afrika arbeite ich wieder als Allgemeinmediziner in Deutschland in einer Einrichtung für Menschen mit geistiger und körperlicher Behinderung.

Die erfahrene Anerkennung bei der Arbeit ist beglückend und befreiend, vor allem, wenn man eine Diagnose stellen kann, die andere vielleicht in zehn Jahren nicht gefunden haben, und wenn man dann helfen kann ... aber ich merke auch, es besteht immer die Gefahr, die eigene Wichtigkeit daran festzumachen.

3. ... wenn man sich selbst nicht so wichtig nimmt.

Während meines Medizin- und Theologiestudiums begegnete ich 1982/83 in Freiburg einem italienischen Arzt, Dr. Cesana, der einen Vortrag hielt – ich weiß nicht einmal mehr das Thema.

Nur ein Satz blieb mir in Erinnerung: „Man muss im Leben eine Theorie haben, aber man darf aus diesem Erklärungsmodell nicht die Stütze des Lebens machen.“ Was heißt denn das? Versuche, das Leben zu begreifen, aber wichtiger ist es, ergriffen zu werden. Versuche, die Menschen zu umarmen, aber wichtiger ist es, sich umarmen zu lassen.

Nimm Dich wichtig, aber nicht zu wichtig.

Es braucht eine gesunde Distanz zu den Dingen, Errungenschaften und Erkenntnissen der Welt, sogar zu der eigenen Meinung, damit Platz ist, um noch mehr sehen zu können.

Erklärungsmodelle und Theorien sind nützlich, aber wenn sie als Besserwisserei oder ideologische Konzepte alles bestimmen, dann verliere ich das Eigentliche. So, wie man den Menschen vergessen kann, wenn man nur seine Laborwerte betrachtet.

Hier wurde es für mich zum ersten Mal sichtbar und erfahrbar: Freiheit heißt nicht nur, meine Fähigkeiten und Träume verwirklichen zu wollen, sondern auch Grenzen zu akzeptieren, um dann etwas Größeres zu entdecken. Wichtiger als dies ist aber dann der nächste Schritt.

4. ... wenn man sich nicht mit jemand vergleicht, sondern sich jemand anderem anvertraut.

Nach dem Studium bin ich dann als Entwicklungshelfer und Arzt nach Afrika gegangen.

Ich habe dort viel lernen dürfen und für mich besser verstanden, was Freiheit ausmacht und inwiefern sie mit dem Glück zusammenhängt. Ich möchte das an zwei Beispielen verdeutlichen:

Zwischen 1990 und 1997 habe ich mit anderen Laien in Kitgum in Nord-Uganda nahe der Grenze zum Sudan gelebt und war verantwortlich für ein Krankenhaus mit etwa 350 Betten.

Eine Gegend, die damals geprägt war von Rebellenaktivitäten und Unsicherheit, besonders für die ländliche Bevölkerung. Um Ostern 1992 hatte die Regierung in Kampala entschieden,

uns Ausländer – alle Entwicklungshelfer und Missionare – nach Hause zu schicken unter dem Vorwand, dann besser gegen die Rebellen kämpfen zu können. Wir wollten aber bleiben und wussten auch, dass die einheimische Bevölkerung mit Sicherheit Willkür und Terror ausgesetzt würde, wenn wir fortgingen. Aber es half nichts ... die Regierung in Kampala hatte mit dem Militär entschieden, dass wir innerhalb von 36 Stunden zu gehen hätten. Es war Gründonnerstag 1992. Also mussten wir alles schnell organisieren – die Zuständigkeiten regeln, das Geld für die Löhne organisieren, die Kleider und anderen Sachen für unsere Kinder packen, um dann am nächsten Tag im militärisch begleiteten Fahrzeug-Konvoi aus dem Distrikt in den Süden zu fahren. Dann geschah das Unglaubliche: Der Militärminister flog mit dem Helikopter nach Kitgum an dem Tag, an dem wir losfahren sollten, und wir – etwa zehn internationale Freiwillige und Missionare – nutzten die Chance, mit ihm zu sprechen. Nach langen Hin und Her erlaubte er uns, die wir schon alles gepackt hatten und schon mit den Kindern im Auto saßen, doch zu bleiben – unter der Bedingung, dass jegliche Kommunikation mit der Außenwelt unterbrochen wurde – also keine Radios, Weltempfänger, Briefe, Zeitschriften usw. mehr. Handys gab es zu dieser Zeit noch nicht.

Wir haben das trotz der Einschränkungen gerne akzeptiert. Im Konvoi fuhren wir dann nicht aus dem Distrikt raus, sondern mit Hupen durch das kleine Dorf von 5.000 Einwohnern zurück auf die drei Kilometer entfernte Missionsstation. Innerhalb von fünf Minuten waren mehrere Tausend Menschen auf der Missionsstation und veranstalteten ein Freudenfest mit Tänzen und Gesängen, um ihrer Erleichterung und Freude Ausdruck zu verleihen. Jeder wusste, dass ohne unsere Gegenwart die Lage sehr schwierig für sie geworden wäre.

Ein für mich eindrucksvolles Beispiel, wie wichtig das Vertrauen und wie notwendig einfach nur die Gegenwart eines Zeugen innerhalb einer dramatischen Situation ist! Und die Menschen haben verstanden, dass wir Laien und die kirchlichen Missionare nicht durch die Macht und Willkür des Staates manipuliert werden konnten. Wir waren für sie ein Zeichen von Schutz und Zeugen einer Freiheit, die dem Menschen mehr entspricht als die korrupte Macht des Staates.

1997 bin ich dann nach sieben Jahren Tätigkeit als Leiter eines Buschkrankenhauses verabschiedet worden. Es fügte sich, dass zur gleichen Zeit ein Missionar, P. John Fortuna, der über 60 Jahre im Sudan und Norduganda gearbeitet hatte, ebenfalls zurück nach Italien ging. Als junger Mann hatte er in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts sein Leben in den Dienst Christi gestellt. Es brauchte damals drei bis vier Monate, um von Venedig aus über Alexandria, Kairo, den Assuan Staudamm bis in die nicht mehr passierbaren Nilwasserfälle im Südsudan zu fahren, dann mit dem Esel oder zu Fuß weiterzugehen, bis die Missionsstation erreicht wurde. Warum hatte er das getan? Der Grund – und man konnte es an seinem Gesicht sehen – war eine tiefe Leidenschaft für jeden Menschen: Er wollte etwas weitergeben von dem, was er für sich erfahren hatte, von der Größe der Berufung des Menschen und von der Barmherzigkeit Gottes den Menschen gegenüber angesichts seiner Grenzen. Das hatte sein ganzes Leben geprägt – vom Anfang bis zum Ende – in jedem Moment.

Bei diesem großen Abschiedsfest für uns, das die Leute vor Ort organisiert hatten, gab es viele Ansprachen. Es war für mich unangenehm, dass die Menschen fast mehr über meine medizinischen Dienste sprachen als über ihn. Ich hatte ja nur sieben Jahre Dienst getan, er mehr als 60 Jahre. Trotzdem – er war froh und dankbar. Sein Anliegen war es nicht, sich mit jemand zu vergleichen und damit unfrei zu werden. Seine Freude bestand darin, einen Dienst getan zu haben, und bestand Dem gegenüber, der ihn berufen hatte, sein Leben für Afrika und die

Afrikaner hinzugeben. Das war ein unvergessliches Zeichen der Freiheit und Hingabe für mich – einige dieser Missionare, die ich getroffen habe, sind die wahren Helden für mich. Sie geben froh das Beste hin, was sie haben – sich selbst – und sind glücklich dabei.

5. ... wenn man vergeben kann – die eigenen Fehler und die Andersartigkeit der anderen. So weit – so gut. Die Dynamik des Loslassens und der Hingabe, wenn man einen Wert gefunden, eine Wahrheit erfahren hat, ist ein Schritt in die Freiheit. Aber auch damit ist man nicht automatisch auf Dauer frei!

Selbst wenn man die Frau seines Lebens gefunden hat und heiratet – das war eine ganz besondere Erfahrung der Befreiung für mich, für die die Zeit hier aber nicht reicht. Auch wenn ich mal eine Erfahrung der Entsprechung gemacht habe, gewinnen Zerstreuung, das Immermehr oder die Trägheit und Gleichgültigkeit die Oberhand.

Wir Christen sind genauso anfällig – vielleicht sogar mehr als andere – in Bürgerlichkeit, Selbstgerechtigkeit oder Rechthaberei zu verfallen! Wie können wir mit schlichtem Herzen Befreiung nicht nur einmal oder gelegentlich erfahren, sondern kontinuierlich weitergehen?

Ich möchte daher einen weiteren Schritt nennen.

Vor zwei Jahren habe ich einen älteren Missionar in Kampala, der Hauptstadt Ugandas, medizinisch betreut. Er wurde zunehmend schwächer und gebrechlicher. Er selbst wollte eigentlich in Kampala bleiben, weil dort seine Freunde waren und eine gute medizinische Versorgung gewährleistet war. Pläne, ihn in Kampala zu begraben, hatte er bereits geäußert. Die Ordensleitung, die ihn eigentlich nach Italien zurückschicken wollte, entschied nach langem Hin und Her endgültig, dass er 350 Kilometer entfernt in den Norden Ugandas in die Nähe eines großen kirchlichen Krankenhauses gehen sollte. Wenn er dann wirklich krank werden würde, könne man ihn dort gut versorgen. Ich persönlich war eigentlich der Meinung, dass dies genauso gut in der Hauptstadt geschehen könne, und war nahe dabei, meine Auffassung bei den Oberen direkt zu äußern. Ich dachte, das würde auch seinem Wunsch entsprechen und hatte mich auch ein bisschen geärgert, dass sie mich gar nicht einbezogen hatten. Ich sprach dann mit dem Missionar darüber, dass ich diese Entscheidung als gegen sein wirkliches Wohl und seine Wünsche betrachtete und dass man nur hoffen könne, dass aus einer solch unfairen Entscheidung, in die er auch nicht mit einbezogen wurde, mit Gottes Hilfe doch noch etwas Gutes hervorgehen könne. Da richtete sich der fast 90-jährige Priester in seinem Stuhl auf und sagte unvermittelt: Es ist nicht Deine Aufgabe, die Motive der Oberen zu bewerten. Es ist Zeitverschwendung. Wenn sie so entschieden haben, dann ist das so und der Herr wird mir an dem neuen Ort eine neue Möglichkeit geben, Ihm zu dienen. Er war vollkommen frei von Vorurteilen, Ressentiments und Unterstellungen – welch grandiose Freiheit!

Wie oft geschieht es mir, dass mir die vermutete böse Absicht der anderen das Leben sauer macht. Wenn ich ehrlich bin, sehe ich im Umgang mit meinen Kindern, Arbeitskollegen, auch bei manchen guten Bekannten und Freunden, große und kleine Kleinigkeiten, die einem auf den Geist gehen können.

Die Freiheit besteht also in der Bereitschaft, sich anzuvertrauen im Bewusstsein, dass das immer angesichts einer Grenze geschehen wird. Aber nicht die Grenze bestimmt uns, sondern das Vertrauen, dass alles zum Guten reichen kann – selbst die Schwierigkeiten.

Als ich vor fünf Jahren die Leitung eines heruntergewirtschafteten Krankenhauses in Kampala/

Uganda nach Jahren der Korruption übernommen habe, haben mich mehrere Leute gewarnt, eine solche Aufgabe anzunehmen. Eine sehr gute ugandische Freundin sagte mir sogar, ich würde mir die Finger verbrennen, die Mitarbeiter würden mich nach Strich und Faden betrügen und hintergehen. In der Tat, als ich anfang, hat mir der Vorstand dringend geraten, in den ersten zwölf Monaten eine Liste zu erstellen mit allen Mitarbeitern, die entlassen werden sollten. Selbst von einigen Mitarbeitern bekam ich Listen mit internen Mafia-Netzwerken und Geheimbünden. Besonders vor den Ärzten warnte man mich eindringlich.

Da war sicher einiges dran und ich war nicht naiv. Trotzdem habe ich mir gedacht, dass es wichtiger ist, mit Sympathie auf die Mitarbeiter zu schauen statt mit Misstrauen und einer Vorverurteilung. Diese Zeit von vier Jahren war eine tolle Zeit und sicher die erfolgreichste in meinem Leben im Hinblick auf das, was wir gemeinsam schaffen und bewegen konnten.

Noch ein kleines Beispiel: Wie vielleicht einige hier habe ich Kinder in der Pubertät, ein Alter, in dem die Kinder merken, wie unmöglich und schwierig die Eltern manchmal sind, und die Eltern Dinge an den Kindern sehen, die sie nicht immer gut finden. Vor Kurzem habe ich darüber mit einem Freund gesprochen. Dabei ist mir noch einmal klar geworden, welche latente Anmaßung darin bestehen kann, immer gleich diese kleinen oder auch größeren „Unannehmlichkeiten“ der anderen beheben zu wollen. Es ist kein Zeichen von Schwäche, alles Unkraut nicht sofort auszurupfen. Wieviel Kollateralschaden entsteht durch die aggressive Bekämpfung des Bösen in der Welt oder durch reaktive Rachefeldzüge. Das ist ein Thema, das mich jetzt auch als Arzt viel beschäftigt. Do no harm ... Nihil nocere ...

6. ... wenn man in der Grenze das Gute annehmen und sich umarmen lassen kann.

Ein letzter Schritt: Wenn man älter wird, stellt man fest, dass das Leben immer gebrechlicher, der Aktionsradius immer kleiner wird. Die Ideologie des „immer mehr und immer schneller“ funktioniert einfach nicht auf Dauer. Und Kierkegaard hat einmal treffend bemerkt: „Der Spaß, eines Menschen Leben zu retten, ist nur Spaß. Der Ernst ist: selig sterben.“ Und ich möchte hinzufügen: in Freiheit die Grenze der Situation anzunehmen im Vertrauen, dass es gut für einen ist – wenn auch vielleicht nicht immer mit jauchzender Freude oder ohne Sehnsucht und Trauer.

Ich habe eine Schwester, ein Jahr älter als ich, die durch eine schwere geistige Behinderung seit ihrer Geburt geprägt ist. Sie lebt in der Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung, in der ich jetzt arbeite. Sie kann nur wenig sehen, ist etwas spastisch und auf dem mentalen Niveau eines etwa vierjährigen Kindes. Bis ungefähr zum Alter von 25 Jahren war sie zuhause bei meinen Eltern, dann über 20 Jahre in einer Art Wohngruppe, wo sie in einer Werkstatt für behinderte Menschen einer Arbeit nachging. Eines ihrer großen Hobbies war bzw. ist das Musikhören von Volksliedern. Das konnte sie stundenlang tun und war sehr froh dabei. Nach einem großen Schlaganfall 2010 konnte sie den CD-Spieler wegen einer Halbseitenlähmung nicht mehr bedienen und niemand kam auf die Idee, ihr die Musik vorzuspielen.

Weihnachten 2015 hatte meine Frau die Idee, ihr einen Kopfhörer zu schenken, damit sie die alten Lieder hören kann.

Ihre Reaktion war sehr bewegend: Als sie die Kopfhörer aufhatte, ließ sie die Erinnerung an die schönen Lieder, die sie vor fünf Jahren noch täglich hören konnte, im gleichen Moment weinen und lachen.

Ihre Seele kam zum Ausdruck: im Weinen wegen des Schmerzes und all dessen, was sie vermisst hatte (die Grenze tut weh, da braucht man sich nichts vormachen), andererseits konnte sie lachen, weil die Erfüllung der Sehnsucht so greifbar nahe war (die Erfahrung der Entsprechung). Ohne

die Abwesenheit der Freude über all diese Jahre wäre diese tiefe freudige und schmerzhaft Erfahrung vielleicht gar nicht möglich gewesen.

Alle Dimensionen des Menschseins sind hier ausgedrückt: der Mensch, der traurig ist wegen all der Dinge, die letztlich unmenschlich sind, weil sie zu klein für uns sind, und der Mensch, der lachen kann, weil die Erfüllung – das, worauf das Herz wartet, – zur geschichtlichen Erfahrung geworden ist, jedenfalls begonnen hat.

Epilog

Ist das nicht auch indirekt die Botschaft des Gleichnisses der beiden Söhne bzw. des verlorenen Sohnes? Der eine Sohn macht alles richtig, er lebt alle Werte, die er vom Vater vermittelt bekommen hat, verhält sich angemessen und strebt nach dem Rechten. Er ist zufrieden mit sich selbst und unzufrieden über seinen Bruder.

Er ist zufrieden, aber nicht notwendigerweise glücklich und nicht frei. Es fehlen ihm zwei Dinge: Die Erfahrung, dass ich „innerlich von mir und äußerlich vom Vater weggehen muss, um mein Glück und mich selbst zu finden“ (Grenzüberschreiten und Exodus von mir selbst) und die Erfahrung der Güte und der Barmherzigkeit (die nur durch Vertrauen und Anerkennung möglich ist). Die befreiende Erfahrung der Güte war dem zweiten Sohn möglich. Er ist glücklich und frei, weil er nicht der (Selbst-) Gerechte ist, sondern der, der sich gerecht machen ließ – er ist frei, weil er sich verändern ließ und die Umarmung zulässt.

Gott ist zuallererst frei – er hat uns in Freiheit geschaffen. Die Logik Seiner Freiheit nutzt sogar unsere Sünden, um uns etwas noch Größeres zu zeigen. Vielleicht ist das das Hundertfache ...

Als Arzt stehe ich implizit oder explizit vor unserer schönen, aber auch begrenzten und leidenden Welt und beantworte mit meinem Wissen, der Lebenserfahrung und meiner Freiheit eine alte Frage: Manchmal heilen wir Krankheiten, oft lindern wir Schmerzen, aber immer können wir trösten.

Übersetzt heißt das für Nichtmediziner angesichts der Grenze in unserem Leben: manchmal finden wir die Lösung, oft können wir Besserung erreichen, aber immer können wir den Bruder oder die Schwester umarmen.

Eine freie Antwort bedenkt beides: uns in unserer Würde auf ein großes Ideal hin zu erkennen, aber auch unsere Schwäche und Armseligkeit anzuerkennen.

Wenn das Glück und die Freiheit nur das Ergebnis menschlicher Mühe ist, ist die Wahrscheinlichkeit, unglücklich, pedantisch und perfektionistisch zu werden, groß. Wer in Dankbarkeit und Vertrauen die Aufgaben des Lebens annimmt, wird sicher oft traurig werden, denn es stimmt etwas nicht in unserer Welt, aber er wagt zu hoffen, dass der Herr uns auch durch das Ungewisse und Vorläufige zum großen Glück und zur großen Freiheit führt.

Denn wie der große Arzt Heinrich Schipperges einmal gesagt hat: „Um gesund zu sein, muss man der Welt im Ganzen – meiner Größe und meiner Grenze – zustimmen.“ Wenn ich also die Größe des Menschen nicht suche und die Grenze nicht in Freiheit anerkenne, dann wird mein Leben krank. Jedenfalls ist es nicht ganz gesund ... und frei ...

Mein persönliches Leben ist dadurch verändert und bereichert worden, dass ich auf dieser holprigen, aber schönen Gratwanderung des Lebens nicht alleine bin, sondern begleitet werde.

Stephan Neuhoff

Hier in dieser Stadt bin ich geboren, aufgewachsen, aufs Gymnasium gegangen und habe sogar als einfacher Rekrut meine Wehrpflicht abgeleistet. Erst mein Studium des Maschinenbaus hat mich dann für einige Jahre nach Aachen geführt, und meine Ausbildung für die Feuerwehr fand schließlich in verschiedenen Städten in ganz Deutschland statt. Zehn Jahre lang habe ich dann verschiedene Abteilungen innerhalb der Berufsfeuerwehr Köln geleitet, bevor ich für fast 24 Jahre ihr Leiter wurde.

Ich bin seit fast 40 Jahren verheiratet. Von unseren elf inzwischen erwachsenen Kindern sind vier verheiratet und haben selber zusammen sieben Kinder. Bald werden es neun Enkelkinder sein.

Berufsfeuerwehr ist in einer westdeutschen Großstadt weitaus mehr als Brände löschen. Es gibt fast doppelt so viele Hilfeleistungen wie Brände – in einer Großstadt ein Sammelsurium vom Herausholen eines Menschen, der nach einem Verkehrsunfall in seinem Auto völlig eingeklemmt ist, bis zum Transport von Tieren, die kurz vor den Ferien stören und einfach irgendwo angebunden werden. Der heutige Großstadtbewohner wird immer hilfloser und benötigt bei Problemen immer häufiger die Feuerwehr. Dazu kommt aber auch der Rettungsdienst. 129.000 Einsätze fahren die Rettungswagen jährlich in dieser Stadt, hauptsächlich plötzliche Erkrankungen wie Herzinfarkte oder Verletzungen durch Unfälle, aber auch sehr schwierige Transporte von frisch operierten Patienten von einem Krankenhaus zum anderen. 29.000 Einsätze davon erfordern die Begleitung eines Notarztes. Schließlich ist die Berufsfeuerwehr auch verantwortlich für die Bewältigung von Katastrophen. Köln ist eine Chemiestadt und ein wichtiger Knotenpunkt im internationalen Verkehr. Hinzu kommt der Rhein mit der Gefahr von Überschwemmungen.

Über die Freiheit meines Handelns in meiner Arbeitswelt habe ich mir ehrlich gesagt nie Gedanken gemacht. Erst dieses Meeting hat mich dazu angeregt.

Vier Aspekte schienen mir wichtig:

- meine Freiheit gegenüber dem Leistungsdruck
- meine Freiheit gegenüber der Suche nach Anerkennung
- meine Freiheit gegenüber den Erwartungen
- meine Freiheit gegenüber dem Unerwarteten

1. Meine Freiheit gegenüber dem Leistungsdruck

Ich bin als Mensch sehr davon geprägt, gut sein und leisten zu müssen. Das war nicht nur in der Schule, beim Studium oder in der Arbeit so, sondern auch im Glauben. Sehr früh war ich schon Jugendleiter, gehörte 1968 zum ersten in unserer Pfarrei gebildeten Pfarrgemeinderat und habe auch nach unserer Hochzeit fast jeden Abend etwas in oder für unsere Pfarrei gemacht. Mein Bild von Gott war das Bild eines Richters, und das Leben war eben die Probe, die ich möglichst gut mit meinen Anstrengungen bestehen musste.

Vor 31 Jahren habe ich gemeinsam mit meiner Ehefrau eine Glaubensverkündigung des Neokatechumenalen Weges gehört. Am meisten sprach mich der Satz an: „Gott liebt Dich so, wie Du bist.“ Das war neu – ich muss nicht immer leisten und immer wieder vor der Frage stehen,

ob ich genug leiste. Nach dieser Glaubensverkündigung begannen wir uns mit einer Gruppe der Zuhörer regelmäßig zu treffen. Damit begann für mich auch ein Weg zu einem reiferen und erwachsenen Glauben. Heute bin ich mir bewusst, dass ich mit neun Jahren gefirmt wurde und damit auch meine Formung im Glauben zum Abschluss kam. Pointiert gesagt war ich ein erwachsener Mann im Kommunionanzug. Im Psalm 40 heißt es, dass Gott keine Opfer fordert, sondern dass er konkret im Leben und wie ein Vater großzügig vorsorgt. Anders gesagt erfuhr ich: Gott sieht nicht aus der Ferne zu, wie ich mich bewege und was ich tue, sondern er führt die Geschichte, auch meine eigene.

Was hat das mit meiner Arbeit zu tun? Ich muss nicht ständig der Erste sein, Erfolg haben, fehlerfrei sein, unantastbar gut, letztendlich selber Gott sein. Ich darf sein, wer ich bin – ein Mensch mit Stärken und Schwächen, letztendlich auch ein Sünder, aber geliebt von Gott. Das könnte sich anhören wie die einzige große Selbstentschuldigung: „Ich kann nichts dafür, ich bin nun mal so.“ Selbstverständlich bin ich keine Marionette, sondern bleibe frei in meinen Entscheidungen. Aber wenn ich tue, was ich kann, kommt mir Gott mit seiner Gnade entgegen und tut, was er kann. Gerade in meiner Position wäre Leichtfertigkeit auch tödlich. Meine Planungen am Schreibtisch sowohl für den Brandschutz wie für die Notfallrettung wirken sich konkret auf das Leben von Menschen aus. Die Qualifikation des Personals und die Schnelligkeit, mit der es bei einem Notfall eintrifft, entscheiden darüber, ob ein Mensch folgenlos überlebt, als Wachkomapatient vor sich hindämmert oder stirbt.

Diese Erkenntnis und Erfahrung war nicht nur für mich eine Befreiung, denn immer der Beste zu sein, ist sehr anstrengend und macht einsam, sondern auch für meine Mitarbeiter. Mitarbeiter, die mir wohl wollten und mich kritisierten, habe ich immer mehr zu schätzen gelernt.

2. Meine Freiheit gegenüber der Suche nach Anerkennung

Mich selber etwas besser zu verstehen, wie mich zum Beispiel Eltern und Erfahrungen in meinem Leben geprägt haben, war auch wichtig für meine Arbeit als Vorgesetzter. Ich war Vorgesetzter der 1.200 Menschen, die bei der Berufsfeuerwehr Köln arbeiten. 90% davon sind gelernte Handwerker, 10% sind Ingenieure von Fachhochschulen oder aus der Gruppe der Handwerker aufgestiegen und durch Lehrgänge besonders qualifiziert. Nur wenige sind Hochschulabsolventen – Physiker, Chemiker, Ingenieure oder Ärzte. Zusätzlich war ich aber auch Vorgesetzter der Freiwilligen Feuerwehr, die es neben der Berufsfeuerwehr in Köln gibt. Hierzu zählten über 800 Erwachsene und 400 Angehörige der Jugendfeuerwehr.

Neun Abteilungs- und Sachgebietsleiter waren mir direkt unterstellt. Es gab aber auch Personalprobleme, die sich hochschaukelten vom Wachabteilungsführer, der mit einem Mitarbeiter nicht mehr zurechtkam, über den Wachvorsteher, den Abteilungsleiter bis zu mir. Ich bin mit der ganzen Vielfalt menschlicher Probleme und Verhaltensweisen konfrontiert worden, wie Kriminalität, Suchtprobleme, Beziehungsprobleme oder schwere Erkrankungen.

Mein Glaubensweg in unserer Gemeinschaft hat mir zu verstehen geholfen, was den Menschen auf der einen Seite prägt, was ihn bewegt, ihm Freude macht oder ihn leiden lässt, auf der anderen Seite aber auch, welche Freiheit er in seinen Entscheidungen hat. Es ist sehr gefährlich, falsche Erwartungen an die Menschen zu haben und ihre Grenzen falsch einzuschätzen. Es ist genauso gefährlich, sich von ihrer Anerkennung abhängig zu machen, von ihnen geachtet oder

anerkannt sein zu müssen. Nicht umsonst tendieren alle Beurteilungssysteme im Laufe der Jahre zu immer besseren Noten. In einem mir bekannten Betrieb gab es zum Schluss für alle nur noch die Note „Zwei, also Gut“ und die Frage war lediglich, ob es eine Zwei, Null oder Zwei, Neun war. Es gibt selten realistische Beurteilungen, und die Folge kann zum Beispiel sein, dass Mitarbeiter in eine Position kommen, die sie völlig überfordert.

Vorgesetzter zu sein, ist manchmal mühsam. Gespräche mit Mitarbeitern scheinen nicht zu fruchten oder bringen mir als Vorgesetztem oder den Kollegen nur Vorwürfe. Dennoch bin ich es ihnen schuldig, ehrlich mit ihnen zu reden, mich mit ihnen zu konfrontieren. Ich habe in meinem Beruf erfahren, dass es wichtig ist, nicht von der Anerkennung durch die Mitarbeiter abhängig zu sein.

3. Meine Freiheit gegenüber den Erwartungen

Leiter einer Berufsfeuerwehr zu sein, war und ist für mich immer noch ein grandioser Beruf. Ich hatte mit sehr vielen, sehr verschiedenen Menschen zu tun. Dazu zählten nicht nur meine Mitarbeiter, sondern an den Einsatzstellen traf ich das ganze Spektrum der Gesellschaft, vom psychisch kranken Obdachlosen, der von einer Brücke springen will, bis zum Werksleiter eines Chemiebetriebes, in dem es eine Explosion gegeben hat. Die Vielfalt der Technik ist ebenfalls sehr groß. Hierzu zählen große Neubauvorhaben, die Beschaffung von Feuerwehrfahrzeugen, von denen jedes eine teure Einzelanfertigung ist, sowie eine sehr aufwändige Informations- und Kommunikationstechnik. Die Einsätze haben mich auch überallhin geführt, von einer Bootsfahrt in einem überschwemmten U-Bahnschacht in 28 Metern Tiefe bis zur Spitze des Dachreiters des Kölner Domes, in den ein Blitz eingeschlagen war. Schließlich ist die Berufsfeuerwehr bei allen spektakulären Ereignissen als Krisenmanager dabei, so auch bei dem Weltjugendtag in Köln oder der Fußballweltmeisterschaft. Abwechslungsreicher kann ein Beruf kaum sein. Hinter diesem Beruf steht zudem als tieferer Sinn die Hilfe für Menschen in existentiellen Notlagen.

Dieser Beruf bringt daher auch viel Anerkennung. Der Feuerwehrmann ist in der Regel der Gute, der Mutige, einer, der sogar sein Leben für andere riskiert, der interessante Gesprächspartner für die Medien in Krisensituationen und als Chef auch derjenige, der überall dabei sein soll. So wuchsen auch mehr und mehr die Erwartungen an mich, meine Teilnahme an Veranstaltungen und meine Anwesenheit bei bestimmten Ereignissen. Der Beruf gewann ein Übergewicht und meine Berufung als Ehemann und Vater geriet in eine Krise. Gott hat uns durch unseren Glaubensweg mit unserer Gemeinschaft in einer wirklich sehr kritischen Situation geholfen und ich fürchte, ich wäre heute sonst entweder wie viele meiner Kollegen geschieden oder wir hätten uns vielleicht irgendwie auseinandergelebt und damit arrangiert.

Es geht also darum, frei zu unterscheiden zwischen dem Beruf, also der Arbeit, die letztlich auch jeder andere machen könnte – mein Nachfolger macht seine Arbeit sehr gut –, und der Berufung, die Gott jedem einzelnen für sein persönliches Leben gegeben hat. Jetzt im Ruhestand wird mir noch deutlicher, dass der Beruf ein Ende hat, die Berufung nie. In einem System, in dem die Erwartungen durch den Beruf einen viel höheren Stellenwert haben als die Berufung, ist diese Freiheit von großer Bedeutung, denn eine Unfreiheit gegenüber den Erwartungen der Berufswelt kann Ehe und Familie zerstören. Es ist daher auch vorgekommen, dass ich als Vorgesetzter manchmal Mitarbeitern geraten habe, nach Hause zu gehen und sich um die Familie zu kümmern.

4. Freiheit gegenüber dem Unerwarteten

Als Leiter der Berufsfeuerwehr hatte ich immer einen vollen Terminkalender, viele Sitzungen oder Gespräche. Das kann wochen- oder monatelang so gehen und dann kommt plötzlich ein großer Einsatz. Das tägliche Einsatzgeschehen wird von den dazu bestellten Einsatzleitern abgearbeitet. Ab einer bestimmten Schwere des Ereignisses musste ich selber die Einsatzleitung übernehmen.

Als ein Beispiel kann ich kurz den 3. März 2009 beschreiben. Ich besprach ich mich in Ruhe mit jemand im meinem Büro, als eine Lautsprecherdurchsage kam: „Alarm, es drohen Gebäude einzustürzen.“ Ich fuhr sofort zur Einsatzstelle. Das große Stadtarchiv war nur noch ein Trümmerhaufen und in Teilen in eine Baugrube der U-Bahn gestürzt. Die beiden Wohnhäuser links und rechts waren ebenfalls eingestürzt und die daran angrenzenden Wohnhäuser schwer beschädigt. Zuerst war von neun vermissten und vermutlich verschütteten Menschen die Rede, später nur noch von zwei. Die Vermissten mussten gesucht, die angrenzenden Gebäude und die U-Bahn gesichert und das Archivmaterial geborgen werden. Nicht nur zwei Tote waren zu beklagen, sondern der Sachschaden betrug auch über eine Milliarde Euro. Ein so komplexes und großes Schadensereignis habe ich vorher und auch nachher nie erlebt. Ich war aber der Einsatzleiter, also vor Ort der alleinige Verantwortliche für alle Maßnahmen.

Was hat mir geholfen, nicht gegen diese Situation zu rebellieren? Letztlich die Gewissheit, dass Gott die Geschichte lenkt. Der Schlüssel dafür war eine persönliche Erfahrung. Unser viertes Kind, eine Tochter, ist mit einem sehr schweren Herzfehler geboren worden. Im Alter von vier Jahren musste sie operiert werden. Als Ergebnis ergaben sich neue Komplikationen und sie musste erneut operiert werden. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie sterben würde, war größer als die Wahrscheinlichkeit, die Operation zu überleben. Das war eine der größten Krisen meines Lebens, nichts mehr machen zu können, eine Zeit der völligen Dunkelheit und Hilflosigkeit. Jahre später habe ich langsam verstanden, warum dieses Ereignis gut für mich war. Bis dahin war ich eindeutig der Ingenieur, der Macher, der alles kann und dem alles gelingt. Gott hat mir mit dieser Erfahrung sehr deutlich zu verstehen gegeben: „Nicht Du, sondern ich bin der Herr des Lebens, nicht Du, sondern ich bin Gott.“

Als Einsatzleiter habe ich viel Schreckliches erlebt: Menschen mit großflächigen Verbrennungen nach einer Explosion, die noch standen und mit mir sprachen und von denen ich wusste, dass sie das nicht überleben werden; ein Personenwagen, von einem Lastwagen am Stauende überrollt und völlig zerdrückt, in dem irgendwo noch zwei tote Insassen sein mussten; ein Unfall mit einem Geisterfahrer, der nicht nur sein Leben, sondern auch das Leben von vier jungen Leuten forderte. Der Tod und das Leiden sind sehr präsent und man kann ihnen bei der Feuerwehr nicht ausweichen. Die Versuchung der inneren Rebellion und als Folge davon eines Zynismus sind groß.

Anzuerkennen, dass Gott die Geschichte macht, ist keine Form von Fatalismus. Ich habe kein Recht auf Erklärung, warum ein Ereignis passiert, und vielleicht werde ich es vor meinem Tode niemals verstehen. Es bleibt nur die Gewissheit, dass Gott die Geschichte lenkt und die Menschen liebt.

Natürlich ist es für uns Menschen richtig, dass Gute und Schöne zu planen und zu erstreben. Aber die Ereignisse des Lebens unterliegen oft nicht unserer Entscheidung. Speziell in meinem Beruf wurde ich damit mehr als andere Menschen konfrontiert. Oft musste ich an den Satz von Jesaja

denken: „Meine Gedanken sind nicht Eure Gedanken und meine Wege sind nicht Eure Wege.“

Unser Zeitgeist suggeriert allerdings oft das Gegenteil: „Du bist Gott und alles muss so geschehen, wie Du es willst.“ Ich habe Menschen an dieser Haltung zerbrechen sehen.

Aus meinem Beruf heraus habe ich erkannt, dass es eine große Hilfe ist, wenn es eine Freiheit, eine Verfügbarkeit für Gottes Pläne gibt. Ich denke, dass diese Verfügbarkeit für Gottes Pläne eine große Gnade ist. Es ist reine Gnade, glauben zu können, dass Gott ein Vater ist, der uns liebt, und der für uns alles zum Guten lenkt, auch die Ereignisse, die wir nicht verstehen.